

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Da bin ich aufgestanden und habe gesagt: „Fräulein von Hüningen, entschuldigen Sie, ich finde dieses Gedicht entzückend.“ Was antwortet mir die lange Gatte? „Prinzessin, wenn Sie erst älter sind und Ihr Gesinnung geläuteter geworden, werden auch Sie fühlen, daß durch die meisten jener Volkslieder, die gewissermaßen ein Ueberbleibsel des in Robeit versunkenen Minnegesangs sind, ein Zug unreinen Empfindens geht.“ — Ich frage die Welt! Grete, ist das nicht zum Radschlagen! Klopsiod liebt sie sehr, und den Nathan nennt sie ein mißlungenes Tendenzdrama, wogegen ich nichts habe, meinetwegen; dann lobt sie wieder die Gruppe Jung-Silling, Jacobi, Hamann und die Stolbergs bis in die Puppen, was mir schleierhaft ist, und an Heine läßt sie kein gutes Haar. Sie erzählt Gräßliches von ihm, und dabei muß ich immer denken, wie oft wir zwei mit dem Buch der Lieber in den Wald gegangen sind. Daß ein Schandkerl so schön wie er dichten konnte! —

„Grete, ich will nicht gerade sagen, daß ich mich im Stijf unglücklich fühle; das wäre übertrieben. Aber ich fühle mich deplaciert, es kommt mir vor, als gehöre ich eigentlich gar nicht hierher. Woran liegt das? Vielleicht an meiner Armut, vielleicht an der wenig „aristokratischen“ Erziehung im alten Hause. Juweisen hält uns die Oberin eine längere Rede. Sie fängt jedesmal an: „Bedenken Sie, meine jungen Damen, daß Sie einst —“

„Ich bedenke aber gar nichts. Doch: ein Bedenken habe ich; ich graule mich vor der Hofdamenkarriere. Prinzess Irene ist unsre Protetektorin, das weißt Du. Neulich war sie hier: eine reizende junge Frau, hellblond, mit einem Madonnenesicht; hinter ihr her ein Hofmarschall, zwei Palastdamen und ein Jäger mit einer Marzipantorte. Letztere war für uns, und es geschah, daß diese Worte uns mehr erfreute als der ganze Besuch. Tini Erdmann Futterte sofort die Mittelfrucht ab, worauf die Tempel ihr einen Klaps gab und sagte: „Komteß, Sie sind ein verflissenes Geschöpf.“ worauf die Verleberg rief: „Schweigen Sie bloß still, Sie dämliches Judenbalg!“ Die kleine Tempel wurde puterrot und hat dann schrecklich geheult; die Verleberg ist zu gemein.

„Mich hat die Prinzess Irene besonders bevorzugt, sprach lange mit mir und hat mich zu Sonntag zum Diner geladen. Das gab nun wieder allgemeine Eifersucht und spize Redensarten wegen meiner Toilette (Sonntags dürfen wir tragen, was wir wollen). Aber ich mache mir nichts daraus; sie können reden, was ihnen in den Mund kommt. Hohe Besuche empfangen wir öfters, so neulich den einer russischen Großfürstin. Da war der Gesandte mit und seine Frau und wieht Du, wer noch? Der junge Fürst Bura-eddin, Kola.

mein Vetter, der auch auf Volkos Hochzeit war, der hübsche Tatarenhäuptling mit den feuchten schwarzen Augen, die wie Samt schimmern und so niederträchtige Blicke werfen können. Er begrüßte mich vetterlich, und beim Abschiede sagte er ganz berlinerisch: „Adje, Niese, jib mir einen Schmah!“ — So eine Frechheit. Ich habe einfach kehrt gemacht. Ich werde dem Esel gerade einen Kuß geben. Ich muß bei ihm immer an die wilden Völkerschaften im Panoptikum denken. Aee, mein lieber Kola, det is nich!

Von Volkos kam eine Ansichtskarte aus Monte Carlo, von Lillian eine Kiste mit kandierten Früchten aus Nizza, bloß so, ohne eine Zeile; auf dem Abschnitt der Paketadresse stand: „Im Auftrage Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin von Gotternegg.“ Buh! Aber die Früchte waren fein. Ich habe acht Tage lang alle Abend davon geknabbert, bis mir schlecht wurde und ich sie nicht mehr sehen konnte. Den Rest habe ich den andern gegeben, die sich wie die hungrigen Löwen darauf stürzten, besonders Tini (sie laut sogar an ihrem Gummii, ich bitte dich, vfat Gezer!).

„Am amüsantesten sind die Turn- und Tanzstunden, letztere mit Reigenmärschen, bei denen wir kleine Keulen aus poliertem Holz schwingen, um uns in der Grazie zu üben. Dabei benimmt sich die Verleberg wie ein Elefant; sie wuchtet umher, es ist nicht zum Ansehen; wie eine dicke Magd. Grete, ich möchte wissen, wo bei der das adlige Blut siedet. Sehr ullig sind die sogenannten Anstandsstunden der Oberin. Da wird der gute Ton frisch vom Fah verzapft. Die Gräfin trägt vor, wie sich eine mit allem Komfort der Gegenwart ausgestattete junge Dame der vornehmen Gesellschaft zu benehmen hat, bei Dose wie auch daheim und den Untergebenen gegenüber. Zum Beispiel (aber lache nicht): Die Untergebenen sind immer „wohlwollend“ zu behandeln und „leutselig“; jede Vertraulichkeit zu einer Dose ist vom Uebel; beim Coiffüren soll man nicht viel reden, vor allem nicht Klatschen; kein Mensch ist diskret, besonders keine Dose. Mit Wohlwollen muß immer eine gewisse Strenge gepaart sein; man Sorge für seine Domestiken, sondern verorbne sie nicht. Man hüte sich vor „irrationellen Affekten“, zum Beispiel vor Spott (das ist gut); man feile auch in der Intimität des Hauses beständig an Sprache und Ausdruck; man zeige nie seine Tränen; man sei nicht abergläubisch, verschließe sich aber der modernen Aufklärungswut, die auch das Heiligste nicht schont. Grete, die gute Gräfin könnte einen neuen Knigge herausgeben. Es ist manches nett und verständlich an dem, was sie sagt, und manches so schrecklich kleinlich und engberzig. Oder bilde ich mir das nur ein? Es ist möglich. Ich höre der Gräfin gern zu; sie reizt mich zu manchem heimlichen Widerspruch. Aber das macht mir Spaß.

„Des Sonntags gehen die meisten aus. Ich bleibe gewöhnlich zu Hause, bringe meine Sachen in Ordnung, schreibe Briefe und schmökere. Letzten Sonntag holte mich Onkel Herrfurt ab; er ist in Berlin, während das Herrenhaus tagt oder der Reichstag, ich weiß nicht. Wir dinierten im Hotel Bristol, sehr fein, mit Champagner; dann wollten wir in ein

Theater. Aber da war guter Rat teuer. Dunkel Müßbezahl ließ sich eine Zeitung geben, um die Vorstellungen durchzugehen; schließlich sagte er: „Liebes Kind, das sind lauter Stücke, in die du nicht gehen darfst. Es bleibt nichts anderes übrig: wir müssen ins Opernhaus, da wird der Freischütz gegeben; höre ordentlich zu, ich setze mich indessen in die Logenede und schlaf ein bißchen.“ — Na, weißt Du, der Freischütz zog mich auch nicht gerade begeistert an, so schlug ich denn den Zirkus vor, wo es auch ganz hübsch war und wo wir eine Masse Bekannte trafen, natürlich wieder Kola, der immer im Stallgange stand und wie zu Hause tat. Ich hörte, wie einer von Volkos Manen dem Dunkel ins Ohr flüsterte: „Passen Durchlaucht mal auf Kolas Augen auf, wenn Miß Kelly reitet.“ — Verstehst Du, Grete? Die Männer sind grenlich.

„A, Du, das darfst ich nicht zu erzählen vergessen; wen traf ich vor etwa vierzehn Tagen, als ich zum Zahnarzt fuhr? (Einer Plombe wegen, aber Badenzahn, man sieht's nicht.) Wen traf ich? — Otto! Er sah mich nicht, ich fuhr, er ging, aber ich beugte mich aus der Droschke heraus und schrie, daß alle Leute auf dem Trottoir stehen bleiben. Da sprang er an den Wagen heran, und da habe ich eine grobe Taktlosigkeit begangen. Ich lud ihn auf und fuhr mit ihm bis zum Zahnarzt. Ich glaube sicher, es war taktlos, aber ich hatte mich so schrecklich gefreut, ein Burgmühlengesicht wiederzusehen, und er freute sich auch, ich merkte es ihm an. Er sieht sehr gut aus, ich möchte sagen elegant, gar nicht wie ein Stubengelehrter, und erzählte mir von seinen Selbentaten im anatomischen Museum und seiner Dissertation. Du kannst mich totschlagen, wenn ich noch ahne, über was. Es war irgend etwas Unappeitliches von Gelenkverkrümmungen oder dergleichen, aber er schien äußerst stolz darauf zu sein. Er ist ein sehr lieber Burche, wollte mich auch noch bis in das Sprechzimmer bringen, aber da sagte ich doch nein und trug meinen hohlen Zahn allein die drei Treppen hinauf.

„Von Jost habe ich schon zwei Briefe bekommen. Es geht ihm brillant; er bewohnt mit Besten zusammen eine „Bude“, ist in einem Korps begeisterter, ich glaube der „Saxonia“ (was mich wundert, denn er war früher dagegen), hat a' L möglichen „Publica“ und „Privata“ belegt und schreibt sehr vergnügt, aber in einem Studentendeutsch, das mir mannigfache Rätsel und Rebusse zu lösen auferlegt. Tini Erdmann hilft mir dabei; ihr Bruder ist auch Korpsstudent, sie weiß alles und ist plötzlich auf die Idee gekommen, auch bei uns einen Korpsverband zu gründen, dem natürlich nur die Erlauchtsten angehören werden. Das ist nett, die Vorbereitungen werden in großer Heimlichkeit betrieben. Hebe Verkuhn hat schon ein paar Fuchsinnen gekickt, in der Korpskaffe liegen sechzehn Mark. Gegen die Aufnahme der Berkeberg habe ich Einspruch erhoben, aber sie schmeichelt sich ein, hat Saholofade verteilt und an einem angeblichen Geburtstage ihrer Großmutter ein Kaffeekränzchen gegeben; ihre Rezeption steht daher nahe bevor. Ein Band haben wir auch schon: schwarz-weiß, die preussischen Farben, es wird über dem Korsett getragen. Ich schreibe Dir im nächsten Briefe mehr über unsere Verbindung, aber Du mußt den Brief gleich verbrennen (nicht zerreißen), weil Mitteilungen nach außen hin statutarisch eigentlich verboten sind und das Geheimnis nicht gelüftet werden darf. Für heute küsse ich im Gedanken an Dich meinen Glückspennig und sende Dir tausend liebe Grüße, meine Grete, als

Deine getreue Freundin Annemarie.“

Auf diesen Brief antwortete Grete folgendermaßen:

„Meine heißgeliebte Mie!

„Dein langer Brief ist mir eine sehr große Freude gewesen in der Trostlosigkeit dieses Daseins. O Himmel, was wäre das Leben, wenn nicht die Freundschaft bestände, die uns über den Erdenstaub erhebt und den grauen Alltag mit freundlichem Sonnenschein fällt. Während der Lektüre Deines lieben Briefes hatte auch ich meinen Glückspennig hervorgeholt und habe ihn oft geküßt; ich trage ihn an einem kleinen goldenen Ketten aus Mutters Nachlaß auf dem bloßen Hals. Liebe Mie, ich habe Dir ja noch so viel zu erzählen. Die Zeit nach Mutters plötzlichem Tode war erschrecklich, der Vater war ganz verzweifelt und wollte mich gar nicht fortlassen, aber Otto bestand darauf; er sagte, es sei eine Notwendigkeit für mich, ein bißchen „gedrillt“ zu werden — zu dünn — und ich sei hier doch nun einmal angemeldet. Also, es half alles nichts. In den ersten Tagen habe ich bloß geweint. Es ist entsetzlich streng, Annemie, Du machst Dir gar keinen Begriff; man verliert alle Lebens-

freude, ich bin mager geworden und habe Saftfäßchen an den Schultern, und meine Kleidung schlottert wie bei der ersten Libree des grünen Max. Daran darfst ich gar nicht denken; wenn ich an Gotternegg denke, wird mir ganz anders. Wenn ich an Gotternegg denke, schließt mir das Wasser in die Augen, aber ich will mir das Heimweh natürlich nicht merken lassen; dann sehe ich mich hin und blicke. Ich habe drei Gedichte gemacht, eins lege ich bei; bei einem andern, das so anfängt: „Mein Heimatwald, gehab dich wohl“, kriege ich die letzte Strophe nicht heraus. Gedichte ohne Reime gelingen mir immer besser.

„Warum mußte es gerade eine Herrnhuterpension sein, o Gott? Die Mutter wollte es, ihre Schwester und zwei Schwesterntöchter sind auch hier gewesen, es ist so Sitte in der Familie, daß den Bäckischen bei den Herrnhutern der letzte Schilff gegeben wird. Ein schöner Schilff! Annemie, na — ich will lieber ruhig sein. Aber das will ich doch sagen: ich behaupte ebenso wie Du, ich gehöre eigentlich gar nicht hierher. Nämlich, es sind ja ganz nette Mädel hier und mit einigen läßt sich auch verkehren, aber im allgemeinen stehen sie mir doch nicht gefellighaftlich gleich. Otto würde sich natürlich darüber lustig machen, wenn er das hörte, und mir wieder Hochmut vorwerfen, aber das ist mir ganz egal. Meist sind es Töchter aus besseren Bauernfamilien oder etwas höher, so zünftigen Bauer und Gutsbesitzer stehend, oder auch von kleinen Beamten, ich will nicht sagen, daß sie gerade mies sind, aber der rechte Umgang ist es auch nicht. Nur eine von Adel ist hier, Dorothee von Gähler, ihr Vater ist Geheimrat im Kultusministerium, an die hätte ich mich gern angeschlossen, doch sie ist noch schlimmer als die andern, ich halte sie für scheinheilig, glaube auch, daß sie peht. So stehen mir denn noch zwei Schwestern Puschl am nächsten, ihr Vater hat in der Laufzeit ein Gut und ist Amtsvorsteher, es sind frische Mädchen, wenn auch ein wenig bäurisch in ihren Ansichten; denke Dir, sie müssen zu Hause melken. Einen Todeschreck kriegte ich, als ich bei meiner Ankunft Karoline Jannasch sah, die Tochter eines Gotterneggischen Dorförsters, das Schiefelauge. Sie hatte natürlich gleich meinen ganzen Lebenslauf verbrietet und die anderen aufgeheitert, und da kam in der ersten Stunde jede einzelne zu mir heran und fragte: Ist es wahr, dein Vater ist Müller? — Anfangs erzählte ich wahrheitsgemäß, daß die Burgmühle ein uraltes Wehn sei und Vater außerdem an zwölfhundert Morgen unter dem Pfluge habe und siebenhundert Morgen prachtvoll geschaonten Wald, und daß wir Mittergutsqualität hätten seit dem Untergang der Burgheide; aber wie ich den Jokus merkte, sprang ich einfach auf und schrie: „Frage mich noch mal wer, was mein Vater ist, der kann sich auf eine gefahrt machen, daß es nur so knallt!“ — Die Drohung mit der Knallschote wirkte denn auch; aber intrigiert wird immer noch heimlich gegen mich, sie ärgern sich, daß ich mehr vorstelle als wie sie, verstehst du, Mie, und da versuchen sie nun, mich auf alle mögliche Weise zu uezeln, und die Müllerei spielt dabei natürlich immer die Hauptrolle. Es ist wie ein Verhängnis und als sollte es mir ewig nachhängen; Otto meint zwar, wir hätten allen Grund, stolz darauf zu sein, daß wir aus der Burgmühle ins Leben gerückt sind, aber ich habe nun mal meinen eigenen Stolz, ich kann nicht dafür. Das Bäuerlich-Bürgerliche liegt mir nicht; ich weiß schon, Du wirst auch „kleines Schafel“ sagen, wenn Du dieses liest; meinetwegen.

„Ach Mie, das ist ein Leben! Burre! Wir tragen Sergekleider, es sieht schauerhaft aus, und unsere Lehrerinnen hauben wie die Nonnen. Sie gehören alle der Brüdergemeinde als Schwestern an und haben blaßrosa Bänder an den Hauben, wenn sie unverheiratet sind, die verheirateten blaue, wer Witwe ist, trägt weiße Bänder. Aber das muß man sagen, es sind prachtvolle Frauen und wandeln wirklich wie die Heiligen durch dies irdische Jammertal. Es ist hier nämlich eine ganze Herrnhuterkolonie, und bloß in unserer Pension werden Mädchen aufgenommen, die nicht der Weinkunde angehören. Aber es gibt auch noch eine zweite Erziehungsanstalt für kleinere Kinder, der gehören eine Menge Mädchen aus den fremdländischen Kolonien an, sie werden hierhergeschickt, aus Jamaika und Kanada und sogar aus Ostafrika und weiß Gott woher. Auch Missionare kommen und predigen, neulich einer, der bei den Kaffern war, ein hübschöner Mann, man mußte ihn immer wieder ansehen; es könnte also ganz interessant sein, wenn es nur nicht eine gar zu strenge Zucht wäre. Von der peinlichen Ordnung und Sauberkeit bei uns machst Du Dir gar keinen Begriff; das

Staubwischen ist zur reinen Manie geworden, das müssen wir nämlich selbst tun, und so fuhrwerts ich denn von früh bis spät in meiner Zelle, wollte sagen meinem Zimmerchen umher und schwingte den Staublappen wie eine Fahne. Uebst auch nur ein Mädchen liegen, schwapp hat man seine Nase weg. Ich werde überhaupt viel gerüffelt, wie, namentlich von Schwester Agnes, die mich vor „Ueberhebung“ bewahren und zur Einfachheit zurückführen will. Wenn das nur so rasch ginge. Aber die ruhige Gemessenheit hier und das feierlich Ausgeglichenere, das Sanfte und body wieder herbe macht mich ganz rabiat. Ich sei ein schreckliches Weltkind, sagte Schwester Agnes, ohne Horn, immer mit milbem Lächeln. Ich glaube, sie hat recht. Ich kann nicht stillsitzen. Manchmal, in der Bekstunde, überkommt mich freilich eine mächtige Rührung; dann werde ich ganz zerknirscht und wehmütig und heule wie ein Schloßhund und muß an Muttern denken und nehme mir fest vor, meinen Sinn mehr auf das Geistige zu richten und meinen Hochmut fahren zu lassen. Aber schon eine Stunde später möchte ich am liebsten tanzen und singe statt eines Liebes von Pingendorf irgend einen Rüpelsvers und kresse die Zannasch, wo es sich nicht hingehört, und treibe allerhand Unfug. Es ist so schwer, sich zu bessern. Namentlich hier, wo die Freiheit beschränkt ist, ach wie sehr, und der Mutwille gerade darum einmal die Fesseln sprengen möchte. Siehst Du, wie, ich kann mir nicht helfen: ich habe allen Respekt vor den Herrnhutern, den muß man haben, aber über den Formelkram und das unerschütterliche Gleichmaß und auch über dies tief demütige Wesen komme ich nicht fort. Ist das wirklich etwas Großes? Ich erinnere mich, was Belten uns einmal gesagt hat: die Größe wohnt nur in der Freiheit des Geistes, und hier umschürt man alles, hier ist alles geregelt, Tun und Lassen und selbst das Denken. Auch der Frohsinn hat etwas Seltenerhaftes, soll ich Abgeküartes sagen? Man lacht nicht, höchstens lächelt man matt, als dulde man nur contre coeur die aussteigende Heiterkeit als etwas jäher abzuwehrendes Menschliches. Ich will aber ordentlich jubeln und jauchzen können, will vor Lust einmal schreien, bis mir der Atem vergeht. Ich weiß nicht, es ist hier doch manches wider die Natur, jedenfalls gegen die meine. Aber die mag auch nichts taugen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus diesen Tagen.
 Von Hermann Wagner
 Das Opfer.

Der alte Theodor Bissl pflegt von sich zu sagen, daß er nichts, rein nichts besitze.

„Ich habe nur eine Freude, und das ist am Nachmittag mein Skat.“

Er war Hagestolz, 63 Jahre alt, lang und dürr und märrisch. Er bezog die Pension eines mittleren Beamten. Er lebte, weil er noch nicht gehorben war, und er lebte freudlos. Er hatte weder Eltern noch Kinder, weder Brüder noch Schwestern, weder Onkel noch Tanten. Er hatte nur am Nachmittag eines jeden Tages seinen Skat. Sonst nichts.

Aber am Nachmittag blieb Bissl bei diesem Skat aus. „Ob er krank ist?“ fragte verwundert die Wunde.

Auch am zweiten Tag erschien Bissl nicht. Da wick das Staanen dem Gefühl eines leisen Unbehagens. „Gott“, sagten unbestimmt die von der Wunde, „Sante in seinem Alter.“

Und als Bissl auch am dritten Tage nicht erschien, da stand es bei der Wunde fest: Bissl war gestorben!

Umso größer war das Entaunen, als man den Vermittler einige Tage später allein auf einem einsamen Spaziergang traf.

„Ja, was heißt das? Warum kommen Sie nicht mehr zum Skat?“

Da gab Bissl in seiner märrischen Art Auskunft, indem er sagte: „Ich spiele nicht mehr. Nein, solange der Krieg dauert, nicht. Es ist wahr, es ist meine einzige Freude. Aber gerade deshalb. Ich will die Freude nicht. Nein, solange der Krieg dauert, will ich keine Freude.“

„Ich habe nichts“, konnte Theodor Bissl von diesem Tage an mit Recht sagen, „nichts, rein nichts. Nicht einmal meinen Skat.“

Aber er sagte es nicht, sondern seufzte nur heimlich und dachte: „Dergott, wenn ich jung wäre! Jung!“

Meine Tragödie.

Es hat kaum jemals einen beschwieeneren Menschen gegeben, als Fritz Demut es war, von dem, wenn man einmal über ihn sprach, es einfach hieß: ah — der kleine Demut!

Es gibt Menschen, die es gelernt haben, zu lächeln, wenn sie leiden.

Es war nicht nur einmal geschehen, daß man Fritz Demut brutal und nicht ohne Hohn gefragt hatte: „Wie, Sie sind nicht Soldat? Man hat Sie nicht angenommen?“

Und noch ein jedesmal hatte es Fritz Demut fertig gebracht, unter Lächeln zu erwidern: „Nein, ich bin zu schwach.“

Es war das Tragische in seinem Leben, daß er „zu schwach“ war. Schon in der Schule hatte er das erfahren, wenn er bei der lauten Fröhlichkeit seiner Mitschüler verächtlich abseits stand, und dann später im Leben, als er wahrnahm, wie von seinem Alters- und Berufsgenossen einer nach dem andern sich rühmten durfte, die Kunst irgend eines schönen Mädchens zu besitzen.

So wahr allmählich eine milde Resignation über ihn gekommen, die aber von seinem Wesen doch nur die Hülle war. Unter dieser Hülle wachte ein lautes und heißes Herz. Dieses Herz machte den harten Marsch der eisernen Tage mit, hörte das dumpfe Grollen der Geschäfte, erlebte den roten Rausch der vielen Siege. Es war wie ein feierliches Schreiten durch einen nie endenden großen Traum.

Und hoch war es ein Bild, das viele Leute, die zufällig aufgewacht waren, zu einem blutigen Wis hinriß, wenn der kleine Demut selbstvergessen vor einem Bericht der Seeresleitung stand und diesen mit heißen Augen las.

Wußte man, daß ein solcher Wis den kleinen Demut vielleicht schwerer traf, als etwa da draußen im Felde eine Granate einen tapferen Soldaten?

Der kleine Demut war nicht tapfer. Er dachte sich, wenn ein solcher Wis angeflogen kam, lächelte schwach, antwortete nicht und schlich davon.

Dem sein Kampf war aussichtslos. Die Uebermacht, gegen die er ihn hätte führen müssen, hätte ihn erdrückt.

Und so rettete er sich in seine Träume. . . .

Der Granatsplitter.

Der Sohn hat den Seinen regelmäßig aus dem Felde geschrieben, richtige Soldatenbriefe, bald sehrschichtig, bald heißer, oft voll Ungeduld, manchmal voll erhabener Bangigkeit und wie in Erwartung von etwas Dunklem Großem.

Aber mit einem Male blieben die Nachrichten von ihm aus. Zuerst Tage, dann Wochen.

Bis die in Angst Harrenden endlich die Ankunft eines kleinen Paketes überraschte, welches neben einem Brief ein kaltes und schmerzliches Stück Eisen enthielt.

In dem Brief hieß es: „Ich liege im Lazarett. Beifolgendes Granatsplitter hat der Arzt aus meinem rechten Oberschenkel entfernt. Nun geht es mir schon besser.“

Der Granatsplitter wanderte aus einer Hand in die andere. Er war recht schwer, sah unförmig und plump aus, gar nicht wie ein „Splitter“, und machte überhaupt den Eindruck von etwas Hohem und Kalt-Grausamem.

„Dieses ist der Feind“, sagte der Vater, indem er das Eisen mit recht besangener Miene in den Händen wog, „der, welcher uns aus Leben will.“

Die Mutter besiel ein leises Bitteln. Sie war nicht mehr imstande, das Eisen anzugreifen.

Die Brant des verwundeten Soldaten schüttelte den Kopf. Sie nahm das Eisen in ihre Hände und besah es und legte es auf den Tisch zurück.

„Das ist nicht der Feind“, sagte sie. „Der Feind ist nicht so böß wie dieses Eisen. In dem Feinde sind Leben, Seele, Leidenschaft. Es ist Haß, aber auch Liebe in ihm. Aber dieses Eisen ist tot. Und es kann wiederum nur töten. Keine Barmherzigkeit ist in ihm.“

Der Granatsplitter blieb von all den Reden völlig unberührt und lag trohig, schwer und roh auf dem Tisch. Mit keiner Wimper zuckte er, nicht um den tausendsten Bruchteil eines Millimeter rückte er von der Stelle. „Ihr könnt mir —!“ dachte er.

Solches Verhalten mißfiel dem jüngeren Bruder des verwundeten Soldaten, einem neunjährigen Knaben.

Er rakte den Granatsplitter, warf ihn ohne viel Federlesens in einen Winkel und sagte verächtlich:

„So'n dreckiges Stück Eisen!“

Vermischtes.

• Der gegenwärtige Zustand der Bagdabbahn. Die ungeheuer ausgedehnte Strecke der Bagdabbahn, die dank den Siegen der Deutschen und ihrer verbündeten Truppen heute ganz durch unter Herrschaft der Zentralmächte und der Türkei stehendes Gebiet verläuft, befindet sich gegenwärtig in einem Zustand des Ausbaues, dem zur endgültigen Vollendung nur noch die technische Fertigstellung einer Linie in Länge von 638 Kilometer fehlt. Da diese Strecke, die zu dem Stück von Daidar-Pascha (Konstantinovel) bis Bagdad gehört, erst nach dem Kriege fertiggestellt werden soll, ist wie im „Prometheus“ dargelegt wird, die Arbeit an diesem Reisenunternehmen, das in seiner Art ohne Beispiel besteht, zu

einem vorläufigen Abfluß gelangt. Die letzte der während des Krieges und selbst zu Beginn des Jahres 1916 noch im Bau befindlichen Teilstrecken, nämlich die Strecke Islahie-Mamure, wurde bereits Anfang Februar dieses Jahres dem Verkehr übergeben. Da von der gesamten Länge der Linie Dairar-Pascha bis Bagdad, die 2435 Km. mißt, nunmehr 1802 Km. in Betrieb stehen, ist der gesamte Bau bis auf das genannte, nach dem Kriege zu vollendende Teilstück von 633 Km. Länge endgültig durchgeführt. Der Grund für das Aufstehen der restlichen, verhältnismäßig kleinen Arbeit besteht in den gegenwärtig naturgemäß gesteigerten Schwierigkeiten in der Beschaffung des erforderlichen Materials, auch ist die Ueberwindung des Geländes mit mancherlei Hindernissen verknüpft, die vor allem in der Durchquerung einer ganzen Anzahl beträchtlicher Bodenerhebungen bestehen. Das Teilstück verteilt sich auf zwei Linien, nämlich auf die Linie Dairar-Pascha—Aleppo, von der noch die 42 Km. durchmessende Strecke von Dorak nach Karabuna zu bauen ist, sowie auf die Linie Aleppo—Bagdad, von der noch das Teilstück Mas-el-tin nach Samara technisch fertiggestellt werden muß. Aber auch diese geringen Teilstücke bieten heute dem Verkehr im ganzen keine ernsthaften Schwierigkeiten, da sie vorläufig durch außerordentlich gut angelegte und gesicherte Straßen ersetzt werden.

* Eine niederländische Kornwucherfrage. In verschiedenen alten niederländischen Schriften wird eine Sage erzählt, die jetzt nicht ohne zeitgemäßen Beigeschmack ist: In Gorinchem lebte um das Jahr 1316 ein Mann namens Geroncus, ein sehr reicher Kornhändler, der, da eine Hungersnot in Holland ausbrach, seine Speicher, die voll mit Getreide aller Art lagen, verschloß, denn er wollte warten, bis die Teuerung aufs höchste gestiegen, um alsdann seine Waren zu recht hohen Preisen absetzen zu können. Arme, die an seine Tür klopfen, um ein Stückchen Brot zu erhalten, schrie er an und jagte sie fort. In derselben Stadt aber lebte auch eine gottesfürchtige Witwe Elisabeth Dentiks, die ungemein milde gegen Arme war und stets mit fröhlichem Herzen das Korn von ihrem Säcker gab, ohne zu bedenken, was eines Tages aus ihr selbst werden sollte. Als sie nun einst mit ihrem Gesinde bei der Mähszeit saß, kam ein armes Weib mit vielen Kindern und bat um Brot. Die Witwe nahm voller Mitleid die Armen auf, sättigte sie und befahl dem Dienstmädchen, vom Speicher einen Scheffel Korn zu holen für diese Armen. Das Mädchen aber murkte, es seien nur noch drei Scheffel Korn da; wenn die verzehret seien, was sollte dann werden.“ Doch die Witwe sagte: „Geh in Namen des Herrn und tue, wie ich dir gebieten!“ Das Mädchen ging und schimpfte auf der Stiege noch über die armen Leute, die die Gutmütigkeit der Witwe ausbeuteten. Als sie aber an den Speicher kam und die Tür öffnen wollte, vermochte sie dies nicht, bis sie erkannte, woran dies lag: der Speicher war ganz voll mit Korn. Als sie ein Spälchen von der Tür endlich aufhatte, strömte ihr das Korn entgegen. Laut schreiend vor Freude lief sie zur Herrin, und die ganze Bewohnerchaft des Ortes strömte zusammen, um das Wunder, das Gott an seiner ausserordentlichen Freundin getan, zu schauen. Und die fromme Woihtäterin teilte mit vollen Händen von ihrem Reichtum aus, so daß plötzlich alle Not ein Ende hatte und der reiche Geroncus mit seinen gefüllten Speichern nichts anzufangen wußte, da er gar keinen Abfah fand. Als er aber endlich nun seine Speicher öffnete, um das Korn billig loszuschlagen, vermochte er selbst das nicht: es war dumpfig geworden in den ängstlich verschlossenen Speichern und gab einen so süßlichen Geruch von sich, daß weder Menschen noch Tiere davon genießen mochten.

* Das kagenfreundliche London. Wer sich bisher versucht fühlte, den Bürgern Albions Herz und Gemüt abzusprechen, wird durch die Kunde, die gegenwärtig durch die englische Presse über die Kagenfreundlichkeit in London verbreitet wird, eines Besseren belehrt. Wie der „Daily Chronicle“ berichtet, zeichnet sich die letzte in England abgehaltene Versammlung der Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Tiere durch die flammende Rede des Parlamentsmitgliedes G. Greenwood aus, der sich zum Verfechter für das Geschlecht der Kagen aufwarf. Da Herr Greenwood darüber trostlos ist, daß man oft in England Kagen findet, die sich in einem jämmerlichen Zustand befinden oder gar mit dem Hungertode ringen, schlägt er nichts Geringeres als einen Parlamentsbeschluß vor, dahingehend, daß alle Kagen in London und in größeren Städten Großbritanniens durch gesetzliche Verfügung mit einem Halsband versehen werden sollen, auf dem der Name und die genaue Adresse des Besitzers verzeichnet sind. Auf diese Weise sollten die Besitzer von Kagen, die die Tiere verkommen lassen, zur Rechenschaft gezogen werden können, während dem Dasein einer Anzahl hertenloser Kagen und Kater ein Ende bereitet werden soll. So rührend und von Herzen kommend dieser Vorschlag des englischen Parlamentsmitgliedes erscheint, so hat er doch nach echt englischem Prinzip einen durchaus praktischen Hintergrund, der auch einen argen Mißstand im öffentlichen Gesundheitswesen Englands verbirgt. Schon öfter drangen während der letzten Kriegsmomente heimmührende Nachrichten in die Öffentlichkeit, die besagten, daß unter den Kagen Englands infolge Verwahrlosung verschiedene ansteckende Krankheiten grassieren, die besonders die ärmere Bevölkerung und vor allem die Kinder bedrohen. Da trotz der verschiedensten Maßnahmen — darunter

auch dem wahllosen und wenig tierfreundlichen Zusammenschleßen der Kagen — diese Mißstände nicht beseitigt werden konnten und der immer zunehmende Mangel in England die Lage noch kritischer gestaltet, erklärt sich die Tierfreundlichkeit des englischen Parlamentarierers auf weniger ideale und für das englische Sanitätswesen nicht gerade schmeichelhafte Weise.

* Der Munitionsverbrauch im gegenwärtigen Kriege. In einer Ansprache gelegentlich der Ausstellung von Gegenständen der Kriegsmetallammlung in Wien bemerkte der österreichische Kriegsminister Feldzeugmeister Stobatin, nach einem Berichte des „Prometheus“, es sei unmöglich, die Masse der verfeuerten Munition festzustellen. Von dem österreichisch-ungarischen Heere seien in siebzehn Monaten harten Ringens rund 15 Milliarden Infanterie-Patronen und 12 Millionen Schüsse aus Geschützen der verschiedenen Kaliber verfeuert worden. Der Verbrauch an Infanterie-Patronen ist 500mal so groß, wie der der deutschen Infanterie im Kriege 1870/71, während die aus Geschützen abgegebene Schußzahl nur 14mal so groß ist wie die von der deutschen Artillerie in jenem Kriege abgegebene. Es hat also, wie Stobatin's Militärblatt ausführt, die österreichisch-ungarische Infanterie ebenso viel täglich verfeuert wie die deutsche in dem ganzen Kriege 1870/71, nämlich 30 Millionen. Das Gewicht der österreichischen Gewehre ist 10 Gramm schwerer; für die Herstellung der verfeuerten Patronen sind 150 000 Tonnen Hartblei, also etwa 150 000 Tonnen Blei verbraucht; für die verfeuerten Schrapnells sind noch etwa 50 000 Tonnen zu veranschlagen. Der gesamte Verbrauch an Blei ist in einem Friedensjahre für Oesterreich-Ungarn auf etwa 170 000 Tonnen zu schätzen.

Wäertisch.

— Neuer Erscheinungen aus Hesse's Volksbücherei. Jede Nummer 20 Pfennig. Hesse & Becker Verlag, Leipzig. — Nr. 1062: Das graue Leid und andere Erzählungen von Ilse Frapan. Nr. 1063: Und draußen war Krieg, Kriegsromanellen von Grete Massé. Nr. 1064: Die Liebesgabe und andere Erzählungen von Robert Seymann. Nr. 1065: Die Versorgungsansprüche der Kriegsteilnehmer und ihrer Angehörigen. Ein Werkbuch von Dr. Hans Berthold. Nr. 1066: Von der Saale zur Nijne, Kriegs-Tagebuchblätter von Alfred Wirth, Hauptmann d. L. Nr. 1067: In der Nijne, Bilder aus dem Stellungskampf von Alfred Wirth. Nr. 1068: Ein Barbarenstückchen und andere Erzählungen aus dem Weltkrieg von Gustav Schröder. Nr. 1069: Das Rubin-halsband und andere Erzählungen von Grete Massé. Nr. 1070: Heimat und andere Erzählungen von Ilse Frapan. Nr. 1078: Nachdenkliche Geschichten von Alfred Friedmann. Nr. 1079: Kafemen-Altotria. Lustige Soldatengeschichten von Joh. Terch. Nr. 1080: Graf Heppelin, der Eroberer der Luft, von Hans G. Schlüter. — Die Bändchen eignen sich in ihrer handlichen Ausgabe ganz besonders zum Verschicken ins Feld.

— Kriegsvrecht. Gemeinverständliche Darstellung der wichtigsten Kriegsgesetze und Kriegsverordnungen. Von Oberlandesgerichtsrat A. Frennuth. Preis 1 Mark. Verlag Richard Döfler, Berlin SW. 29 A.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Heft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: M. von Gleichen-Rufswurm; Marie v. Ebner-Eschenbach; Anselma Heine; Zwei neue Bücher von Theodor Däubler; Hermann Wunderlich; Friedrich Dittels Verdeutschungen; S. Rudniansky; Aus unbekanntem Briefen Turgenevs; Julius Bab; Die Kriegskritik von heute V; Artur Brausewetter; Die Rätsel der Unsterblichkeit. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen.

Silbenrätsel.

ar, bel, da, el, ei, en, es, chen, gri, laub, me, ne, ni, ni, ra, ru, so.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sechs Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines Polarforschers und das Fahrzeug desselben bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Hochland in Vorderasien.
2. Einwohner der Philippinen.
3. Männlichen Vornamen.
4. Ausländische Münze.
5. Schriftgelehrten des alten Testaments.
6. Teil eines Baumes.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichklangrätsels in voriger Nummer: Strauß.